

Westfälisches Industriemuseum Henrichshütte Hattingen



Hier, auf der Henrichshütte, habe ich 1972 meine Ausbildung als Werkstoffprüfer begonnen und 1975 abgeschlossen. Weiterhin war ich bis 1988 im Bereich der Güteüberwachung für das Stahlwerk und Walzwerk tätig. Kurz vor der Schließung der Anlagen bin ich dann nach Duisburg gewechselt. Aus diesem Grund habe ich mir mal das Westfälische Industriemuseum Henrichshütte angesehen. Na ja, viel steht von der alten Hütte ja nicht mehr. Und den Bereich Hochofen kannte ich sowieso nicht. Trotzdem war der Ausflug recht interessant. Besonders der tolle Ausblick von der Spitze des Hochofens war echt klasse. Man sollte allerdings schwindelfrei sein. Ich bin es leider nicht. Auf der obersten zugänglichen Etage des Hochofens ist mir ganz anders geworden. Ich hatte das Gefühl, dass der ganze Hochofen wackelt. Ein paar brauchbare Bilder habe ich dann aber doch noch machen können. Der ganze Rundgang hat ca. 2,5 Stunden gedauert. Wenn man sich allerdings alle Hinweistafeln die auf dem Museumsgelände angebracht sind durchlesen möchte, sollte man schon so in etwa 4-5 Stunden einplanen.

Mir hat der Besuch des Museums jedenfalls Spaß gemacht und so manche alte Erinnerung geweckt.....



Arbeit auf der Hütte

Die 1854 gegründete Henrichshütte ist das traditionsreichste Hüttenwerk an der Ruhr. Hier wurden Erz und Kohle gefördert, Koks, Eisen und Stahl produziert, gegossen, gewalzt, geschmiedet und bearbeitet - alles *unter einem Dach*. Über 10.000 Menschen fanden auf ihrer Hütte Arbeit. Arbeiterkolonien wuchsen um das Werk. 150 Jahre lang prägte das Hattinger Hüttenwerk so die Stadt, die Landschaft, die Menschen an der Ruhr.

Gegen den Widerstand der ganzen Region wurden 1987 die Hochöfen ausgeblasen. Andere Betriebe des Werkes folgten. 2004 verlosch in der Schmiede das letzte "Feuer über der Ruhr". Heute haben sich hier neue Betriebe angesiedelt. Produktion, aber auch Entwicklung, Dienstleistung und Freizeitangebote prägen das neue Bild von "HenrichsPark". So steht die Henrichshütte für den Aufstieg und die Blüte von Stahl und Eisen an der Ruhr, aber auch für Licht und Schatten des Strukturwandels.

Quelle: Prospekt vom Landschaftsverband Westfalen-Lippe über das Westfälische Industriemuseum Henrichshütte



Hütte verstehen

Seit 1989 entwickelt der Landschaftsverband Westfalen-Lippe den Hochofenbetrieb zum Hüttenmuseum. Hier zeigt das Westfälische Industriemuseum heute die Geschichte von Eisen, Stahl und Menschen. Mit der "blauen Ratte", unserem Maskottchen, geht's hinein in die Lernwelt Hütte. Auf dem "Weg des Eisens" erleben die Museumsgäste einzigartige Orte. Sie fahren mit dem Aufzug hinauf auf HO 3, den ältesten Hochofen im Ruhrgebiet. In der Gießhalle vermitteln Ort, Film und Interview, wie einst die Hüttenwerker im funkensprühenden Feuer arbeiteten. Der "Weg des Eisens" über Hochofen 3 mündet in der Gebläsehalle. Dort wächst gerade der "Weg des Stahls" mit Gebläsemaschinen, Thomasbirnen, Schmiedehammer und Walzwerk. Wer Stahl und Eisen verstehen will, den führt der Weg nach Hattingen.

Quelle: Prospekt vom Landschaftsverband Westfalen-Lippe über das Westfälische Industriemuseum Henrichshütte

Verschiedene Eisenbahnwaggons auf dem Museumsgelände



Schwerindustrie - Das Wort sagt es: "Schwere Brocken" müssen bewegt werden und davon viele. Die Henrichshütte musste sich immer wieder neue Lösungen im Transportwesen einfallen lassen.

Dabei schien es das Transportproblem für die Henrichshütte zunächst gar nicht zu geben. Die Wege von den Kohle- und Erzgruben zum Hochofen waren kurz. Doch die heimischen Erze waren schnell erschöpft. Der Transport über das Wasser erwies sich als unzuverlässig. Die Ruhr-Schifffahrt wurde eingestellt. Der Anschluss an das Eisenbahnnetz 1869 war für die Henrichshütte überlebenswichtig.

Trotzdem blieb die Henrichshütte gegenüber Hüttenwerken mit Kanal-Anschluss im Nachteil. Die Fracht von Brasilien nach Duisburg per Schiff war billiger als Eisenbahntransport von Duisburg nach Hattingen. Die hohen Transportkosten waren ein Grund, warum der Hochofen-Betrieb in Hattingen 1987 stillgelegt wurde.



Quelle: Hinweistafel im Industriemuseum Hattingen



Schnell, kräftig, mutig.... Die Rangierer der Henrichshütte

Viel "Puste" brauchte ein Rangierer um sich am Ende eines 600 Meter langen Zuges mit dem Lokführer verständigen zu können oder um neben den Zügen herzulaufen. Deshalb stellte die Henrichshütte gerne junge Männer als Rangierer ein. "Wetterfest, reaktionsschnell, gesund und mutig", so fasste der Betriebsleiter der Werksbahn die Eigenschaften eines Rangierers zusammen



Viele Bewerber gewannen die Henrichshütte damit nicht für die Werksbahn. Die meisten jungen Leute wollten zwar auf der arbeiten aber lieber als Dreher oder Schlosser. Bei Wind und Wetter Züge zu begleiten, war nicht ihr Traumberuf. Zur Werksbahn gingen sie nur, weil sie keine andere Stelle bekamen.

In den 4-6 Wochen, in denen die Anfänger von erfahrenen Rangierern angeleitet wurden, zeigte sich schnell wer durchhielt. Viele kündigten gleich wieder, weil ihnen die Arbeit auf den Schienen und zwischen den Fahrzeugen zu hart und gefährlich war.



Aber auch wer durchhielt, blieb meist nicht länger als 10 Jahre im Rangierdienst. Wer über 30 Jahre war, gab entweder Anweisungen als Rangiermeister oder ins Stellwerk, zur Waage oder in andere Hüttenbetriebe gewechselt.

Quelle: Hinweistafel im Industriemuseum Hattingen

Kokstaschen

In diesen Bunkern lagerten die Rohstoffe für die Hochöfen: Erz, Zuschlagstoffe wie Dolomit oder Kalkstein und Koks. Damit die Rohstoffen eindeutig den Bunkern zugeordnet werden konnten, nummerierten die Arbeiter sie durch.

In den Taschen mit den Nummern 15 und 16 befand sich seit Ende der 50er Jahre immer der Koks.

Staub - Staub - Staub

Der Erz- und Kohlestaub, der beim Abkippen und Wegfegen der Rohstoffe aufwirbelte, war eine ständige Belastung für die Arbeiter.

Gerade im Sommer staubte es besonders, da Erze und Koks trocken waren. Die meisten Arbeiter nahmen den Staub als gegeben hin und bemerkten ihn oft gar nicht mehr.

Ende der 50er Jahre wurde auf der Henrichshütte die Staubmaske eingeführt. Sie sollte die Arbeiter schützen. Diese empfanden es aber als lästig und hinderlich, die Maske zu tragen und so blieb sie oft in der Tasche des Arbeitsanzugs.

Das Erz musste fließen

Am Boden der Tasche befanden sich Abzugsvorrichtungen. Die Arbeiter, die unter den Taschen tätig waren, öffneten sie und die Rohstoffe strömten nach unten.

Ganz so selbstverständlich aber flossen die Erze nicht ab. Die Möllerarbeiter berichten von vielen Problemen und Gefahren bei der Arbeit in den Taschen.

Quelle: Hinweistafel im Industriemuseum Hattingen



Labor für Chemische und Mechanische Prüfungen



Am und auf dem Hochofen

Arbeiten in der Gießhalle

Wenn Sie am Hochofen anfangen und man sieht, wie die Schlacke raus bläst und das flüssige Eisen, dann hat man Angst vor den 1450 Grad. Dann sind Sie froh, wenn Sie wieder heil nach Hause kommen.

(Zitat vom Meister an Hochofen 2 und 3)

Routiniert aber vorsichtig gingen die Männer in der Gießhalle mit den feuerflüssigen Massen um. Bedächtig waren ihre Bewegungen beim Abstich. Drei Schmelzer und ein Schlackenmann ließen regelmäßig Schlacke und Eisen aus dem Hochofen ab. Bis zu 200 Tonne Eisen spritzten Funken sprühend aus dem Abstichloch, und das bis zu 12 mal am Tag.

Schwer und gefährlich war die Arbeit der Schmelzer. Dreck, Staub, Funkenflug, Eisen- und Schlackenspritzer gehörten für sie ganz selbstverständlich dazu. Schlimmer waren die unsichtbaren Gefahren. So erzeugte der Hochofen Schadstoffe wie Zyan und Blei. Die "Bleikrankheit" war in den 50er und 60er Jahren eine typische "Schmelzer-Krankheit".

Im Laufe der Zeit verbesserte man die Schutzkleidung und Werkzeuge. Das machte die Arbeit in der Gießhalle leichter, aber niemals leicht.



Quelle: Hinweistafel im Industriemuseum Hattingen



Die Arbeit der Brückenmänner

Sauberkeit, Ordnung und Sicherheit bestimmten die tägliche Arbeit der Männer auf der Erzbrücke. Zwei Brückenmänner kontrollierten, ob genug Rohstoffe in den Taschen waren, entluden Erz, Koks und Zuschläge aus den Wagons und säuberten die Erztaschen. Und immer wieder fegten sie die Gleise und Stege frei von Erzen und Stäuben. Das diente der eigenen Sicherheit. Rutschte ein Arbeiter auf den Erzen aus, konnte ein Sturz in die Erztaschen tödlich sein.



Zwar gab es kleinere technische Neuerungen auf der Erzbrücke, Schaufel, Besen, Spitzhacke und Prockelstange blieben aber immer die Werkzeuge der Brückenmänner. Maschinen konnten die Männer nicht ersetzen.



Seitdem 1961 die Transportbänder die Erze lieferten, erledigte 1 Mann allein die Arbeit. Er beaufsichtigte und bediente die Bänder. Anstelle der Gleise fegte er nun die Bandbrücke.

Quelle: Hinweistafel im Industriemuseum Hattingen

Und zum Schluss noch ein paar Aufnahmen von der obersten Plattform auf dem Hochofen

